Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 4

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633965

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 4 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

23. Januar 1937

Gebet

Ertrage du's, laß schneiden dir den Schmerz

scharf durchs Gehirn und wühlen hart durchs Herz —

das ift der Pflug, nach dem der Sämann fät,

daß aus der Erde Wunden Rorn entsteht. Korn, das der armen Seele Hunger stillt

mit Korn, o Bater, segne mein Gefild:

Reiß deinen Pflug erbarmungslos den Pfad,

doch wirf auch ein in seine Furchen Saat!

Ferd. Avenarius.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

3000

"Wer wünscht noch ein Los? Wer will das Bild kaufen, das Werf eines Genies, eines Künders des Kommenden in der Kunst?" Man kaufte die Lose in Wenge. Man prüfte seine Zettelchen und schnitt der Null eine unhösliche Grimasse. Um Untlit des Vaters, halb kummervoll, halb humoristisch bewegt, merkte man endlich, daß er der Gewinner war. So spielt das Schicksal.

"Ahasver", sagte er, als er das Bild von der Staffelei nahm.

Der Korb mit den Pralinés und den Versen Perses war im Nu geleert, und manch Fränklein hatte sich unter die Zwanzigrappenstücke gemischt. Lachen und Geschrei und Rusen und Musik wirbelten über den Garten. Das rosenbehangene Gartenhaus war umlagert. Die Wahrsagerin waltete darin ihres Umtes. Der Afazienbaum dustete, und der Jasmin sandte seinen betäubenden Wohlgeruch weit in die Wiesen hinaus, und unter seinem Einsluß entstand der mystische Wunsch nach Erkenntnis. Jedes wollte seine Zufunst kennen und solgte dem Rus des bimmelnden Glöckseins, der roten Laterne mit dem drohenden Drachen, und dem Ausruser. "Herbei, herbei, ihr, die ihr euch vor der Zukunft nicht fürchtet! Wer vertraut sich den Sternen an? Wer will durch Wissen im Kamps ums Dasein unterstügt werden? Herbei, herbei." Schwarz wimmelt es um das Gartenhaus.

"Du", sagte die Zigeunerin zu einem Studenten mit dickem Gesicht, "du wirst dir einst selbst im Wege stehen. Weiche aus, kehre um, und du sindest den geraden Weg hinter dir." Ein anderer kam an die Reihe.

"Du Mensch ohne Bertrauen, wirst lernen müssen, dich zu unterziehen und wirst endlich sehr geschickt werden im Geborchen. Du wirst verlernen besehlen zu können." Berblüfft ging der junge Mensch davon. Gehorchenmüssen gefiel ihm nicht.

"Du aber", sagte die Zigeunerin zu einem großen, breitsschulterigen Manne, "du wirst dich wehren gegen das, was dein Glück wäre, und wirst es verjagen. Bedenke, daß nicht du es leitest, sondern, daß du geführt wirst. Wehrst du dich, so stichst du dich."

"Herzchen", sagte sie zu einem jungen Mädchen, "dir gebührt es zu warten. Suche nicht, du findest doch nichts. Handle nicht, es geht doch schief aus. Denke nicht; denn es ist nicht deines Umtes. Nimm die Hand, die sich dir bietet, und du wirst glücklich leben bis zum Tode."

"Ach", sagte die Rleine. "Das hätte ich nicht gedacht."

"Es ist für dich das Richtige, nichts zu denken." Man lachte leise.

"Run fomme ich an die Reihe", sagte Berken. "Geht alle hinaus. Ich erzähle euch nachher, ob sie schwindelt." Sie gingen, gudten aber zu den Fenstern herein.

"Claudia", flüsterte der Student. "Nun sprich im Einst, du hast Intuition genug." Sie sah ihn an.

"Du", fagte fie, "liebst jemand fehr." Berkeo nicte.

"Und das Mädchen?" fragte er.

"Dir ist beschieden, auf Umwegen zum Ziel zu kommen. Erst muß ein Sturm über dich gehen, erst mußt du über ein großes Wasser der Trauer, vielleicht über ein richtiges Meer, dann erst findest du die Ersülsung deiner Wünsche."

"Wird das Mädchen mich haben wollen, fann sie mich lieben?"

"Dh, wenn du reich zurücksommst, warum nicht."

"Claudia!" schrie Perfeo, warf den Franken in die Schale und ging betrübt und zornig fort.

"Ja, sie versteht's", sagte er draußen zu den Harrenden. Und einer nach dem andern und eine nach der andern verssuchte ihr Glück. Aber da kam jemand und holte die Wahrsagerin weg. Sie sah reizend aus in ihrem gelbrot gestreisten Kopstuch über den strahlenden Augen, mit den weiten gestickten Aermeln und den klirrenden Goldstücken an den Handsgelenken. Wan sah ihr gerne nach.

"Claudia", sagte der Bater, "da ist der Sohn meines Ge= schäftsfreundes, der zufällig heute hier vorbeireiste und uns freundlicherweise aufgesucht hat." Claudia wurde rot. Sie fand den Fremden gut aussehend. Er war hoch gewachsen und sah flug und unternehmend aus. Er gefiel ihr. Sie tanzten zu= fammen. Sie holten fich vom Blücksbaum eines der Befchenke herunter und gewannen alle beide hübsche Kleinigkeiten. Der hat Glück, dachten die jungen Männer, die alle Claudia reizend fanden. Er schien aber auch Glück zu haben mit dem, worüber er mit Claudia sprach. Der Sohn von Baters Geschäftsfreund wußte sich beliebt zu machen, o gewiß. Er hatte Fühlhörner für das, was Claudia hören wollte. Berkeo faß irgendwo unter einem Baum und hatte von Zeit zu Zeit einen Wutanfall: Nun kommt der Kerl und verdirbt uns das Fest. Unter "uns" meinte er sich. Man sieht ihm ja den Windhund an, da braucht's keine Brille dazu. Und unsereiner sitt da und hat fein Lettes versett, um ihr zu gefallen, und fie fieht einen faum mehr. Bafilius kam des Weges.

"Wie schmeckt's, der Witz von gestern zu sein?" fragte er. Schon hatte er einen Puff weg, der Perkeo Gesegenheit gab, seinen Zorn jemanden entgesten zu lassen. Sie überschütteten sich mit Bosheiten. Endlich rasste der Student sich auf und bat Claudia um einen Tanz, trot des Widerstandes seines dreizundzwanzigiährigen Stolzes.

"Ach, weißt du", fagte Claudia harmlos, "dich habe ich ja alle Tage. Du bift wie das Brot, das verleidet einem nie; aber manchmal ißt man gerne Kuchen, der Abwechslung halber.

"Und ich", sagte der Student, "mir schmeckt das tägliche Brot immer wie Auchen." Damit ging er. Aber er tanzte den ganzen Abend nicht. Der Fremde nahm Claudia ganz in Anspruch. Kaum nahm sie sich Zeit, ihre Pflicht als Wahrsagerin zu erfüllen. Die Kusine Eins machte ihr deshalb Grimassen.

"Weißt du", flüsterte Claudia, "es ist der Sohn eines Gesschäftsfreundes von Bapa. Ich muß mich ihm widmen."

"Schön! Aber mir gefällt er nicht."

"Aber mir", sagte Claudia. "Er ist sehr artig, und so höf= lich, und weiß viel . . . " Da kam das Mädchen, das oben Jorinde hütete, winkte Claudia, und fagte ihr, daß das Rind beständig weine, ganz rot aussehe, sich heiß anfühle und nicht schlafen könne. Den ganzen Tag sei sie so anders gewesen als sonst; aber man hätte das Fest nicht stören wollen. Jest aber fei es nötig geworden. Claudia wurde blag vor Schred. Ohne ein Wort zu erwidern, lief sie davon. Das Kind beruhigte sich, sobald es Claudia sab. ließ aber das Röpfchen hängen und hatte 39,4 Fieber. Claudia umwickelte seine Füßchen mit Essia= wasser, machte Tee, ließ den Arzt rufen und lief eine halbe Stunde lang hin und her, das Kind im Arm, um es zu beruhigen. Masern, sagte der Arzt. Gott sei Dank, dachte Claudia. Sie hatte Scharlach gefürchtet. Sie schlief kaum. Sobald das Rind sich regte, fuhr sie aus ihrem Halbschlummer auf und hielt die Händchen der Kleinen, bis sie wieder einschlief. Alles mit einem Gefühl der Dankbarkeit, daß es ihr erspart geblieben, um das Leben des Kindes bangen zu müffen. Nach wenig Tagen war jede Gefahr vorüber, und die Pflege oder vielmehr die Geduld trat in die Fußstapfen der Sorge. Im verdunkelten Zimmer faß Claudia und hütete den Schlaf Jorindes. Die vernebelnden Sorgen waren gewichen, und ihre Bedanken murden wieder frei und flar. Sie gingen zurück zu dem Festabend und ließen Festmusik und Lärm und Lachen lebendig werden. Claudia fah fich tanzen, lachen mit dem Fremden und empfand wiederum das Gefühl, das sie damals beherrscht: Als ginge eine Sonne auf. Als feien himmel und Erde rofenrot gefärbt, als hange das Glück an allen Bäumen. Bielleicht wenn ich länger hätte unten bleiben fönnen, würde ich ihm gefallen haben. Dies "vielleicht" ließ ihr feine Rube. Ihr fiel Berkeo ein und die übermütige Antwort, die sie ihm gegeben. Es tat ihr leid, denn Perkeo mochte sie sehr gerne; er war gewiß ebenso klug wie der Fremde, wußte gewiß ebensoviel wie er. Aber er war eben ihr Better, Mutter's Better; sie kannte ihn so lange schon. Und der andere schien ihr — sie fand sich nicht zurecht. Aber vielleicht, dachte fie weiter, wollte sich gerade an jenem Abend ihr Schicksal erfüllen? Vielleicht war ihr diese Begegnung mit dem Sohne des Freundes von Papa bestimmt. Gewiß hatte fie sich nie mit ihm gelangweilt. Mit Perkeo hatte sie sich ichon gelangweilt; er tam ja jeden Tag im Borbeigehen ins Haus, oder doch ein oder zwei Mal in der Woche. Manchmal lächelte Claudia über sich selbst, manchmal weinte sie ein paar Tränen. Wenn ich mein Blück verscherzt hätte, um Jorindes willen? Wenn aber Jorinde gestorben wäre . . . oh, lieber, tausendmal lieber das Kind behalten. Sie war so dankbar, daß Joiinde gefund wurde. Sie wußte ja nicht einmal sicher, ob der Fremde wirklich ihr Glück gewesen wäre. Rufine Eins klärte fie darüber

"Sei du froh, Claudia", sagte sie ein wenig spöttisch, "daß du für diesen jungen Mann nicht mehr Zeit hattest. Weißt du, was er gesagt hat, als er hörte, du habest freiwillig "das Joch der Mütter" auf dich genommen? Es sei sehr unvorsichtig von dir gewesen; denn wer heirate ein junges Mädchen, das gleich ein Kind mit in die She brnge? Wir sagten alle, daß, wer dich lieb habe, dich mit dem Kind lieb haben werde. Aber er zuckte die Uchseln. Eine Last, ehe man recht angesangen."

"So, nun weiß ich Bescheid", sagte Claudia. "Danke. Beinahe wäre ich wegen dem Menschen ein wenig ungsücklich gewesen."

"Beinahe schadet nichts", lachte Rusine Eins, gib du Jorinde einen Ruß und danke ihr für gnädige Hilse." Das tat Claudia.



Hans Widmer - Bauern im Gespräch

Claudia und Berkeo saßen unter der Ulme. Er hatte heute wie alle Tage "schnell guten Tag gesagt". Jorinde konnte nun gehen und lief auf dem kurzgeschnittenen Gras einem roten Ball nach.

"Erinnerst du dich, Perkeo", fragte Claudia, "an den fremden Herrn, mit dem ich damals am Gartenfest tangie?"

"Das will ich meinen. Du haft ibn mit verlodendem Ruchen verglichen, und mich mit dem alltäglichen Brot."

"Ja, so dumm war ich damals. Es ist lange her. Und weißt du, was der gesagt hat?"

"Ich weiß es nicht; aber ich ahne es."

"Er hat gesagt" . . . und Claudia erzählte. Da sprang Berkeo auf, holte Jorinde und hob sie hoch in die Höhe, daß sie jauchzte.

"Liebe, kleine Jorinde, das hast du gut gemacht! Ich danke dir!" Und als er das Kind wiederum auf sesten Boden gestellt, fragte er: "Aber du, Claudia, hast wohl noch lange Heimweh nach dem . . . dem . . . Kerl gehabt?"

"Heimweh?" sagte Claudia verwundert. "Nach einem, den ich gar nicht kenne? Nach einem, der Jorinde eine Last nannte? Und der mich nicht einmal nach ihrem Namen gefragt hatte? Uber nach dir, Perkeo, wenn du fortgehst, nach dir werde ich Heimweh haben."

"Claudia", schrie Perkeo, "weißt du, was du sagst?"

"Oh ja, ich weiß es. Aber erst seit Jorindes Krankheit." Da griff Perkeo abermals nach dem kleinen Ding, schwang es in der Luft herum und rief:

"Jetzt wirst du auch mein Geburtstagsgeschenk, gelt? Claudia! Sag' ja."

"Ja", fagte Claudia. "Selbstverständlich."

Es wird niemand leugnen wollen, daß es keine große Kunst ist, sich zu verloben. Schließlich kann das ein jeder, der will. Und sogar zum Heiraten braucht es bloß zwei, die dazu Lust haben.

Früher zur Zeit der Großmütter, und oft noch zur Zeit der Mütter, redeten die Eltern mit. Sie sagten ja oder nein, und im Berneinungsfalle suchte man durch Tränen, Bitten und erbärmliches Aussehen dazu zu bringen, daß sie ihre An-

sicht über die Sache änderten. Sie schlossen dann die Tochter gerührt in die Arme und schüttelten dem Schwiegersohn die Hand.

Heute machen die jungen Leute das Berloben unter sich aus. Es ist jedem überlassen, dazu den Kopf zu schütteln, oder bejahend und zufrieden zu nicken.

"Es ist unsere Sache", sagen die Jungen mit Recht. "Wir tragen die Folgen."

"Und wir mit", sagen die Alten. Und haben auch recht. "Gut, sie verloben sich, sie kommen und sagen: "Wir haben uns verlobt. Beim Stilaufen, beim Tanzen, beim Bergsteigen" — es gibt ja Gelegenheiten genug.

Wie gesagt, das alles ist nicht besonders schwer. Was aber wirklich keine Kleinigkeit ist, das ist das, was nach der Hochzeit kommt: Das Leben zu Zweien.

Ihr glaubt es nicht, was es braucht, um eine gute Ehe zu führen. Ihr lacht. Ihr denkt: Liebe kann alles! Wenn man noch etwas Geld hat, wenn der Mann tüchtig ist in seinem Beruf, wenn die Frau ebenfalls ihre Sache versteht, was soll denn da eigentlich schief gehen?

Ach, du liebe Zeit. Ihr denkt ja wie die Kinder, so harmlos und unwissend. Wißt ihr nichts von Zank und Streit? Bon heftigen Borwürsen, von ungerechten Beschuldigungen, vom berühmten "Letten Wort", das jedes haben will? Wißt ihr nichts von Trot, Eigensinn, Grobheit, Egoismus und Gehassigeteit? Von andern, noch schlimmeren Dingen gar nicht zu reden.

Jest werdet ihr ungeduldig, man merkt es. Ihr wollt wissen, wie die Geschichte weitergeht. Ihr wollt wissen, ob Berkeo und Claudia sich geheiratet, und wie es ihnen mit Jorinde ergangen ist.

Da könnt ihr ganz ruhig sein, es ist ihnen bisher sehr gut gegangen. Sie waren zwei Jahre verlobt und sind seit vier Jahren verheiratet und Jorinde ist ihre ganze Freude. Reines der Eltern denkt noch daran, daß sie bei Jorindes Geburt nicht dabei gewesen sind.

Berkeo hat eine gute und sichere Brazis — sein Vater hat sie ihm überlassen und übergeben (dem Glückspilz) — und er und sein Vater leiten zusammen ein kleines, aber ausgezeichenetes und sehr besuchtes Sanatorium. Von Brosamen im Sack ist also keine Rede mehr. Claudia aber ist die gleiche Auge,

tüchtige und reizende Frau, genau so, wie sie als Mädchen war. Etwas nachgiebiger ist sie geworden als früher, und das schadet gar nichts. Und sie hält Perseo für den schönsten und besten Mann der Welt. Was er seiner Mutter von Claudia erzählt, ist sast übertrieben, sindet Claudia selbst. Aber sie lacht dabei vor Freude.

Natürlich sind sie nicht immer einerlei Weinung. Das wäre tödlich langweilig. Sie verstehen es aber, zweierlei Ansichten zu haben, ohne dabei die Serviette auf den Tisch zu schmeißen, den Mund zuzukneisen und hinauszulausen, oder drei Tage nicht miteinander zu sprechen.

Hört einmal, was denkt ihr denn von den Beiden? Die haben sich erstens zu lieb. Zweitens sind sie gut erzogen. Drittens haben sie es gelernt, sich in der Gewalt zu haben, und viertens ist Jorinde da. Vor Jorinde sich zanken? Das nehmen sie nicht auf ihr Gewissen.

Jorinde! Ja, von ihr wird nun etwas gesagt werden müssen. Da gehen die Jahre vorbei und verschwinden wieder, kommen und gehen wie Wolken hinter den Bergen, und so ein Kindchen nimmt Liebe und gibt Freude, ist winzig klein, wächst, wird groß, und ist plöglich ein Mensch mit Willen und eigenem Schicksal geworden. Nun, wie waren Jorindes Schicksale gestaltet? Das zu fragen ist noch viel zu früh.

Als sie vier Jahre alt war, lief sie der Familie sort, und man suchte sie mit Angst und Tränen, die in den Straßenstaub sielen, die in ihrem roten Mäntelchen und mit ihren blonden, zerzausten Löcklein wieder auftauchte.

Später war die Schule ihr Schicksal. Das Muß kam. Es tam das: Du sollst! Es kamen die Zeugnisse, es kam das Eramen. Jorinde sollte auf Oftern in eine höhere Schule tommen. In Grammatik und andern Komplikationen fühlte sie fich nicht sattelfest. Blamieren wollte sie sich nicht. Was war da zu tun? Das war zu tun, daß sich die Zehnjährige aufmachte und ihren Lehrer aufsuchte. Auf seine freundliche Frage, was sie denn für ein Unliegen habe, bat sie vertrauensvoll, sie doch nicht die Dinge am Examen fragen zu wollen, die sie nicht wiffe. Der Lehrer lachte und meinte, daß fie mit diesem Bunsch nicht allein stehe. Was sie denn nicht gefragt werden wolle? So in den Sachen vom Ablativ und Dativ, fagte Jo. Und was fie am beften könne? Gedichte sagen, erzählen. Und so sonderbar und freundlich waltete das Schicksal, daß die Ablativfragen genau eine Schülerin vor ihr eingestellt wurden und das Aufsagen von Gedichten begann. Da leiftete nun Jo wirklich Beträchtliches, und Claudia, die in der ersten Reihe der Mütter faß, murde mit Romplimenten überschüttet. Man riet ihr, Jo ausbilden zu laffen, es könne ein Beruf daraus werden, und die Rosten des Betriebes seien klein.

Die Tage flogen, die Wochen, die Monate, die Jahre. Jorinde verlor ihre runden Gliederchen und wurde mager, langbeinig, hübsch. Sie wurde ihren Jahren entsprechend trozig, überheblich, und ihre Meinungen standen selsensest. Mit unnachahmlicher Kopsbewegung wußte sie ihrem Vater — ost genug nannte sie ihn Berkeo — darzutun, daß heutzutage die Dinge eben anders beurteilt würden als damals in seiner Jugend.

"Wir sehen das anders an", sagte sie. Unter dem "Wir" verstand sie vor allem ihre Stifreunde und sfreundinnen, ihre Schulkameraden und Altersgenossen. Alles in allem aber war sie ein köstlich kluges und ehrliches Geschöpf.

Daß Jorinde ein töftliches Geschöpf sei, fanden auch ihre Stifreunde. Sie wurde umschwärmt wie die Kirschblüten im Frühling. Und abends, wenn man nach den herrlichen Sti-

fahrten tanzte, mußte man die Namen ihrer Tänzer mit Kreide auf den Tisch schreiben, sonst hätte es Krakehl gegeben. Sie habe Jungens viel lieber als Mädchen, sagte Jo ohne weiteres. Aus Mädchen mache sie sich nichts, sie sei ja selbst eines.

Aber eines Tages, im Winter darauf, waren auch ihre Freunde nicht mit ihr zufrieden. Sie unterstanden sich ihr vorzuwersen, daß sie vom Leben und seinen Nöten nichts misse. Sie habe es zu gut. Sie lebe wie der Bogel im Hanfsamen. Jawohl!

Jo war außer sich. Da sie vom Leben wirklich nichts wußte, konnte sie auch nicht wissen, daß die frechen Kerle recht hatten. Sie habe es zu gut? Wieso? Sie serne, sie schinde sich ab mit der Schule und dem Gymnasium, sie tue, was sie solle, sie . . . Kurz, Jo schrie, daß sie nicht wisse, was den Buben eigentlich einfalle und daß sie, wenn sie wolle, sich ebensogut ihr Brot werde verdienen können wie sie alle, wenn sie älter sein werde und die Eltern es ihr erlauben würden. Sie werde in die weite Welt hinaus gehen und arbeiten. Wie, wisse sie noch zu früh. Es erscholl ungläubiges Gelächter. Ob sie ihr nicht glaubten? Nein, sie glaubten ihr nicht. Gut, ich und seben wie ein Kanarienvogel? "Wenn ich nicht mehr so leben will, sagte Jo, so gebe ich's auf. Aber euch frage ich nicht." Jo war sehr böse.

"Und jest wird getanzt, und zwar tanze ich zuerst mit dir, du Kanarienvoget", sagte der Aelteste. Und so geschah es.

Fortsetzung folgt.

Spruch

An franken Menschen weiß der Arzt Bescheid. Wer aber wird die kranke Menschheit heilen?

38 Millionenstädte auf der Welt

Noch vor 50 Jahren fonnte man die Anzahl der Millionenstädte der Erde an den Fingern einer Hand abzählen. Heute sind es ihrer schon 38, wahrscheinlich schon mehr, denn die Zusammenballung der Menschenmassen in Großstädten geht in einem unglaublich raschen Tempo vor sich. Wenn diese Wohnstonzentration mit der Beschleunigung der letzten zwei Jahrzehnte sich vollzöge, müßte in 50 Jahren die ganze Menscheit in Millionenstädten zu suchen sein. Zum Glück wirken dieser Entwicklung auch retardierende Kräfte entgegen. Doch seien hier zunächst die Gründe des Städtewachstums erwähnt.

Der wohl wichtigste Grund ist die fortschreitende Technifierung der Produktion und des Lebens überhaupt. Der Zwang zur Kationalisierung und Mechanisierung geht von unserem zinssuchenden Gelde aus. Das wendet sich vorab den Unternehmungen zu, die dem Kapital am meisten Prosit in Aussicht stellen. Das ist dort der Fall, wo die teure Menschenarbeit weitestgehend durch billige Maschinenarbeit ersetzt ist. Die Technik kommt dieser Tendenz natürlich gerne entgegen, und sie erstellt dem Kapital jede gewünschte durchrationalisierte Fabrikanlage. Die Produktion wächst in dem Maße, wie sich die Maschinen vervollkommen.

Große Fabrikzentren aber haben den Massenverbrauch für ihre Produkte zur Boraussehung. Den garantiert am besten die Großstadt mit ihren Menschenmassen. Das mit der Industrie verbundene Kapital sett alles daran, den Zustrom zur Großstadt zu fördern, weil dadurch die Prositrate der in den Produktionsapparat investierten Kapitalien vergrößert wird. Neues Geld wird durch die Gewinnchancen angezogen, neue Fabriken und Verkaufsgeschäfte entstehen, und diese locken wieder neue Siedler an. Die Folge wird zur Ursache und umgekehrt: die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.